

Sarah Lukas

*Der Kuss
des Engels*

Roman

Piper München Zürich

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:



Piper-Fantasy.de

Die Zeilen auf Seite 20, 21 stammen aus dem Lied
»Baby, join me in death« von HIM.



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten
Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften

www.fsc.org Zert.-Nr. GFA-COC-001262
© 1996 Forest Stewardship Council

ISBN 978-3-492-70205-8

© Piper Verlag GmbH, München 2010

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany



Prolog

Der klapprige alte Jeep rumpelte über die Schlaglöcher und warf Rafael auf dem Sitz herum wie auf einem bockenden Pferd.

»Hell of a bumpy ride.« Jack grinste, ohne die Straße aus den Augen zu lassen. Seine von der kolumbianischen Sonne gebräunten Hände umklammerten das Lenkrad, um nicht die Kontrolle über den Wagen zu verlieren.

Ein verdammt holpriger Trip – in der Tat. Rafael erwiderte das Grinsen, obwohl der Engländer es nicht sehen konnte, weil sein Blick konzentriert nach vorn gerichtet war. Dabei hatten sie Glück, denn die Piste war im April selten so trocken und damit passierbar. Andere freiwillige Helfer in der Krankenstation hatten ihm erzählt, dass sich die Straßen in der Regenzeit oft in Schlammtäche verwandelten, in denen auch die modernsten Fahrzeuge stecken blieben. Dann gab es kein Durchkommen zum Flugplatz mehr, und die Ärzte mussten mit den verbliebenen Vorräten auskommen, bis der Weg zum Nachschub wieder frei war.

Rafael warf einen Blick hinter sich auf die Kisten und Kartons, die sie geladen hatten. Waren die Verpackungen genug gepolstert, um die Medikamente und medizinischen Geräte zu schützen? Jack musste es wissen, denn der wettergegerbte Tropenarzt mit den tiefen Lachfalten war schon seit ein paar Monaten im kolumbianischen Hinterland und fuhr die Strecke nicht zum ersten Mal. Er hatte auch ihn zehn Tage zuvor vom Flugplatz abgeholt, der eigentlich nur eine von Häusern und Hütten umstandene Schneise im Dschungel war.

»Goodness«, entfuhr es Jack. Er trat so heftig auf die Bremse, dass Rafael in den Sicherheitsgurt geworfen wurde. Hinter einer Kurve war ein zerbeulter, blauer Laster in Sicht gekommen, der die Fahrbahn blockierte. Dunkelhaarige Männer in olivgrüner Armeekleidung hatten sich davor und auf der Ladefläche aufgereiht und richteten schwarze Gewehrläufe auf den Jeep, der in einer Staubwolke zum Stehen kam.

Rafael schluckte. Noch nie hatte jemand mit einer Waffe auf ihn gezielt. Nervös sah er zu Jack hinüber. Sollten sie nicht wenden und versuchen zu fliehen? Nein, in einem offenen Jeep war das wohl keine gute Idee.

Der Engländer musterte die Guerilleros. Oder waren es Paramilitärs? Rafael hatte sich über die Lage in Kolumbien informiert, bevor er nach Bogotá geflogen war, und wusste, dass sie in diesem Krieg keiner Seite vertrauen konnten. Doch was nützte ihm das jetzt?

»Stay calm, Rafe«, wies Jack ihn an. »Bleib ruhig. Die haben es nur auf die Medikamente abgesehen.«

Einer der Fremden, ein drahtiger Kerl mit Schnurrbart, trat einen Schritt vor, fuchtelte mit seinem Revolver herum und brüllte: »Bajan del coche! Fuera! Fuera!«

Rafael musste kein Spanisch verstehen, um zu kapieren, dass sie aussteigen sollten. Sicher war es das Beste, diese Leute nicht durch Widerstand zu provozieren.

»Get out of the car«, bestätigte ihm Jack. »Aber langsam. Ich werde ihnen diesen Geleitschein von Don Esteban zeigen. Dann werden wir sehen, was der wert ist.« Der Engländer öffnete die Fahrertür und schob sich vom Sitz.

Widerstrebend folgte Rafael seinem Beispiel. Es fiel ihm schwer, den vermeintlichen Schutz des Wagens aufzugeben. Fast wie in Zeitlupe stieg er aus und entfernte sich von der Autotür, während Jack mit beschwichtigend erhobenen Händen spanisch auf die Guerilleros einredete.

»Rápido, rápido!«, blaffte der Anführer. Der Rest blieb für Rafael ein unverständlicher Wortschwall. Er konnte nur zwischen Jack und dem Fremden hin- und herblicken, den überhaupt nicht zu interessieren schien, was der Engländer von sich gab. Der Name Esteban fiel. Jack wollte in die Innentasche seiner Jacke greifen, wo Rafe die fragwürdigen Schutzpapiere des einflussreichen Don wusste. Sofort rissen die Bewaffneten alarmiert die Augen auf, griffen ihre Gewehre fester.

»No!«, brüllte ihr Anführer noch lauter. »No la toques!«

Jack hielt inne, sprach mit einer Ruhe weiter, die Rafe in seiner wachsenden Panik nicht fassen konnte. Unbeirrt näherte sich die Hand des Engländers erneut dem Revers.

»Nein, tu's nicht!«, schrie Rafael in das Gebrüll des Guerilleros. Das letzte Wort ging bereits in einem Schuss unter, dann sprachen nur noch die Waffen. Im nächsten Moment schlug Rafe schon der Länge nach auf den harten, staubigen Boden und spürte seinen Körper nicht mehr. Seine Augen starrten in den wolkgigen Himmel, doch was er sah, war Sophies trauriges Abschiedslächeln.

Auf diesem Stuhl hatte er gesessen. Plötzlich sah Sophie ihn so deutlich, dass sich ihr Herz schmerzhaft zusammenzog. Er trug seine Brille anstelle der Kontaktlinsen, um unter den Studenten der Sorbonne, die dieses Café gern besuchten, intellektueller zu wirken. Sie hatte gelacht, als sie ihm auf die Schliche gekommen war, und er hatte ausgelassen eingestimmt. Nichts hätte ihm an jenem Tag die Stimmung verderben können, das wusste sie. Er war glücklich gewesen, weil sie seinen Heiratsantrag angenommen hatte – oben auf dem Rundgang um die weiße Kuppel von Sacré-Cœur, das Häusermeer von Paris zu ihren Füßen und den Sommerwind in ihrem Haar. Selbst durch das Brillengestell und die Gläser, die seine Augen ein wenig verkleinerten, hatte sein Lächeln so viel Liebe ausgestrahlt, dass es sie jetzt noch wärmte. Sie spürte ihre Mundwinkel sich wie von selbst aufwärts biegen, als sei ihr Gesicht ein Spiegelbild dessen, was die Erinnerung ihr vorgaukelte.

»Un café?« Ein Kellner, der die weiße Schürze lässig um die Hüfte geschlungen hatte wie ein Handtuch nach dem Du-

schen, schob sich zwischen sie und den Stuhl, der nun wieder leer im ansonsten voll besetzten Lokal stand. Der Anblick wischte das Lächeln von ihren Lippen.

»Non, merci.« Sophie sah zu dem jungen Asiaten auf, ohne ihn wirklich wahrzunehmen. Ein Kaffee hätte sie geweckt, ihre Gedanken geklärt, ihr die Wahrheit mit einer Schärfe bewusst gemacht, der sie sich nicht gewachsen fühlte. »Die Rechnung, bitte.«

»Natürlich«, erwiderte der Kellner, während er mit geübten Griffen Teller und Besteck auf das bereits waghalsig auf seinem Arm verteilte Geschirr stapelte und in einem Triumph über die Schwerkraft davontrug. Er hatte es nüchtern gesagt, aber Sophies Ohren war der missbilligende Unterton nicht verborgen geblieben. Die Ablehnung, das Unverständnis, die dahinter standen, hätte sie an jedem anderen Abend mit einem Schulterzucken abgetan, doch jetzt drangen sie wie ein giftiger Stachel in ihre schutzlose, wunde Seele. Unwillkürlich ließ sie Kopf und Schultern hängen, während sie sich tiefer in ihr Inneres zurückzog. Es gab auf dieser Welt einfach keinen Platz mehr für sie. Niemand begriff, was sie verloren hatte, nicht einmal ihre Mutter. Am allerwenigsten ihre Mutter. Sie hatte Rafael nie gemocht.

Wortlos stellte der Kellner im Vorübergehen den kleinen Teller mit dem Kassenbon auf dem Tisch ab. Mechanisch kramte Sophie ihr Portemonnaie aus der Jackentasche und legte das abgezählte Kleingeld auf die Scheine, damit sie nicht heruntergeweht werden konnten. Sie war nun lange genug in Paris, um sich wieder an die Tücken des französischen Alltags zu erinnern, die sie als Ausländerin verraten konnten. Nicht, dass es darauf angekommen wäre, unerkannt zu bleiben, aber als Fremdsprachenkorrespondentin hatte sie den Ehrgeiz, Land und Leute so gut zu kennen, dass sie nicht als Deutsche auffiel. Täglich besuchte sie die Sprachschule, um jeden Rest eines Akzents abzustreifen.

Eine Französin hätte Kaffee getrunken, dachte sie melancholisch und stand auf. Der Kellner nickte ihr zu, während sie sich zwischen den Gästen hindurchschlängelte, die die viel zu kleinen, viel zu eng aufgestellten Tische umlagerten. Selbst wenn er ihr noch einen Gruß zugerufen hätte, wäre seine Stimme im Lärm der Menge untergegangen. Sophie erwiderte die Geste mit einem erzwungenen Lächeln und ging hinaus.

Obwohl die Tür des Cafés offen stand, war die Luft auf der Straße spürbar frischer. Regen hatte Hitze und Staub des hektischen Julitags in den Rinnstein gewaschen und davongeschwemmt. Fröstelnd sah Sophie auf. Ihr Blick glitt an den Fassaden der hohen, grauen Häuser empor, denen verschnörkelte, schmiedeeiserne Balkongeländer nur wenig von ihrer Strenge nahmen. Darüber gaben Dächer und Kamine die Sicht auf einen wolkenschwarzen Streifen Nachthimmel frei, aus dem noch immer vereinzelte Tropfen fielen. Nasses Laub glitzerte, wo der Schein der Straßenlaternen auf die Bäume traf, die den Boulevard Saint-Michel flankierten, doch jenseits des Lichts verschwammen die Blätter zu umso dunkleren Schattengebilden.

Sophie blinzelte erschreckt, als ein dicker, kalter Tropfen auf ihre Wange klatschte. Wie Tränen rann das versprengte Wasser hinab. Als ob sie nicht genug geweint hätte. Als ob sie jemals damit aufhören würde ...

Neue Gäste, die auf die Tür des Cafés zusteuerten, starrten sie neugierig an. Errötend gab sie ihnen den Weg frei, so gut es zwischen den aufgestapelten Tischen und Stühlen ging. *Was stehe ich auch so sinnlos hier herum?*

Erneut fröstelnd zog sie ihre Jacke an und streifte die Kapuze über. Der schwarze Stoff beschirmte sie vor mitleidigen Blicken, sperrte Regen, erdrückende Häuserwände und finstere Baumwesen aus. Die Augen auf den glänzenden Asphalt gerichtet, schlug sie den Weg zur Seine ein. In der Sprachschule

hatten andere Kursteilnehmer von einer Bar im Marais-Viertel geschwärmt, wo sie ihre Abende verbrachten. Vielleicht würde sie dort Tereza aus Prag oder die lustige Italienerin Francesca treffen – irgendjemanden, der sie eine Weile von dem Abgrund weglockte, an dem sie entlangbalancierte.

Sie musste den Blick nicht heben. Zur Brücke Saint-Michel ging es immer geradeaus. Gedankenverloren nahm sie die hinter einem mannshohen Gitterzaun und ein paar Bäumen versteckten Ruinen der römischen Thermen nur aus dem Augenwinkel wahr, bevor die klobigen Bordsteine sie ermahnten, den auch bei Nacht belebten Boulevard Saint-Germain nicht blindlings zu überqueren. Ab hier kannte sie sogar die Reihenfolge der Schaufenster und Straßenlokale auswendig, weil sie jeden Morgen auf dem Weg zur Métro an ihnen vorüberkam.

Sie hatte gehofft, dass die Sprachschule und die Suche nach einem Job sie von ihrer Trauer ablenken, dass sie ihr helfen würden, die Zeit mit Rafe zu vergessen und ein neues Leben anzufangen. Stattdessen fühlte sie sich einsamer denn je. Wie hätte sie ahnen sollen, dass so vieles in dieser Stadt sie an den einen kurzen Urlaub erinnerte, den sie hier mit ihm verbracht hatte? Sie hörte den Springbrunnen am Place Saint-Michel auf der anderen Straßenseite rauschen, und schon stieg das Foto aus ihrem Gedächtnis auf, das Rafe dort von ihr gemacht hatte.

Im Nachhinein betrachtet kam ihr das Bild beinahe prophetisch vor. So klein und verloren hatte sie zwischen den beiden geflügelten Drachen gestanden, die Wasser statt Feuer spien und gegen den schwertschwingenden Erzengel Michael in ihrer Mitte dennoch nur wie gehorsame Wachhunde wirkten. Hoch ragte der bronzene Streiter hinter ihnen auf, und Sophie fühlte sich wie die hingestreckte Gestalt zu seinen Füßen – von den Mächten des Schicksals geschlagen, besiegt und in den Staub geworfen. Was blieb ihr denn noch?, fragte sie

sich, während sie über die Brücke zur Île de la Cité ging. Der Tod hatte ihr die Liebe ihres Lebens entrissen. Sie hatte Wohnung und Job in Stuttgart gekündigt, um nach der Hochzeit mit Rafe nach Hamburg zu ziehen. Nach der Hochzeit, die niemals stattgefunden hatte. Statt als Braut in Weiß vor den Altar zu treten, hatte sie in Schwarz vor einem Sarg gestanden, mit einem Rosenstrauß in der Hand.

Sophie kämpfte die aufsteigenden Tränen nieder. Was sollten Tereza und Francesca denken, wenn sie mit verheulten Augen in der Bar auftauchte? Die beiden nutzten ihren Fortbildungsurlaub, um sich kopfüber ins Pariser Nachtleben zu stürzen. Mit geröteten, von Müdigkeit umschatteten Augen saßen sie tagsüber in ihren Kursen und kämpften gegen die einschläfernde Wirkung von Monsieur Oliviers Stimme an, wenn er sich in ausufernden Reden über die wachsende Bedeutung der internationalen Finanzmärkte für die französische Wirtschaft verlor.

Sophie nahm an, dass die anderen auch sie für übernächtigt hielten, wenn sie blass und mit verquollenen Lidern in der Schule erschien. Sie wollte nicht mit Fremden über Rafael sprechen, die ihn nicht gekannt hatten und deshalb nicht ermessen konnten, was er ihr noch immer bedeutete. Das hatte sie in den letzten Wochen oft genug erlebt. Wenn die Leute peinlich berührt ihre Anteilnahme versicherten und hinter ihrem Rücken mitleidig über sie flüsterten, fühlte sie sich nur noch schlechter.

»Merde!«

Der laute Fluch riss Sophie aus ihren Gedanken. Die Stimme ertönte hinter einem zerfledderten Schirm, der sich umso abenteuerlicher spreizte und verbog, je heftiger sein Besitzer darum kämpfte, ihn zu öffnen. Wie eine Fledermaus aus Draht und Polyester flatterte er an ihr vorüber. Erst jetzt bemerkte Sophie, dass der Regen wieder stärker geworden war. Die Trop-

fen landeten auf ihrer Kapuze, als würden sie anklopfen, bevor sie sich anschickten, durch den Stoff auf ihr Haar vorzudringen. Besorgt blickte sie auf. War es noch weit bis zur Rue Vieille du Temple? Sie sah sich um, doch die schmale Straße, der sie gefolgt war, ohne darüber nachzudenken, kam ihr nicht bekannt vor. Bars und Cafés, aus denen Musik und Stimmengewirr drangen, reihten sich aneinander, unterbrochen von Hauseingängen und den bunten Fassaden kleiner Geschäfte. Motorroller parkten auf den Gehsteigen, sodass es viele Passanten zu dieser Stunde vorzogen, in der Mitte der gepflasterten Gasse zu laufen. Im Licht der altmodischen Straßenlaterne eilten schrill gekleidete Gestalten lachend durch die Nacht. Andere, weniger auffällige Frauen und Männer hasteten an Sophie vorüber und hielten sich Zeitungen oder große Handtaschen über die Köpfe. Nur zwei junge Männer, die eng umschlungen neben dem Eingang eines Clubs standen, schienen sich nicht am Regen zu stören. Doch auch ohne die beiden hatte Sophie bemerkt, dass sie sich inzwischen im Marais befand, dem schillernden Viertel, das bei Lesben und Schwulen so beliebt war. Demnach hatte sie sich wenigstens nicht völlig verlaufen.

Schon an der nächsten Ecke erkannte sie einige Läden wieder und schlug erleichtert den Weg zur Rue Vieille du Temple ein. Es konnte nicht mehr weit sein. Wie hieß die Bar doch gleich? *Les Etrangères*? *Les Equipages*? Sophie beschleunigte ihre Schritte, bog in die von Boutiquen, Kunstgalerien und alten Geschäften gesäumte Straße ab und hielt nach dem hellen, schmalen Haus Ausschau, das Francesca ihr beschrieben hatte.

Les Étages. Natürlich! Tereza hatte doch erzählt, dass sich die Bar über drei Stockwerke erstreckte. Durch die offenen Türen fiel Licht und spiegelte sich schimmernd in den Pfützen auf dem Bürgersteig. Aus ihrem Blickwinkel konnte Sophie nicht

sehen, was sich hinter den hohen Fenstern der oberen Etagen verbarg, aber sie war nicht neugierig. Seit Rafes Tod sah für sie eine Bar wie die andere aus.

Mit einem gemurmelten »Pardon« drängte sie sich an einer Gruppe junger Leute vorbei, die angesichts des Regens zögerten hinauszugehen. Dahinter fand sie kaum mehr Platz, um die mittlerweile vollgesogene Jacke auszuziehen. Warme, parfüm- und schweißgesättigte Luft schlug ihr entgegen, vermengt mit dem Geruch von Wein, Gewürzen und Gebratenem. Cocktails fügten der Mischung süße und hochprozentigere Noten hinzu, während ein Tablett mit Tapas, das eine Kellnerin vor ihr hertrug, einen Hauch von Salz und Oliven verströmte. An den Tischen wurde lauthals erzählt, diskutiert, gelacht; Stimmen und Hintergrundmusik verbanden sich zu einem sinnentleerten Brabbeln und Lärmen. Sophie blendete es aus, während ihr Blick über die Gäste schweifte. Weit und breit war nichts von Francesca und Tereza zu sehen, also stieg sie die Treppe hinauf.

Auch dort ging es laut und fröhlich zu, obgleich das Lokal leerer wirkte als unten. Die Happy Hour war vorüber, aber für echte Nachtschwärmer mochte es noch zu früh sein, hoffte Sophie, als sie wieder kein bekanntes Gesicht entdeckte. Einige Gäste nahmen ihren suchenden Blick wahr und sahen fragend auf, bis sie merkten, dass Sophies Aufmerksamkeit nicht ihnen galt. Mit jedem Augenpaar, das sich abwandte, fühlte sie sich fremder und einsamer als zuvor, obwohl sie gar nicht angesprochen werden wollte.

Halbherzig setzte sie ihren Rundgang fort, doch auch in der obersten Etage hatte sie keinen Erfolg. Am liebsten wäre sie nach Hause gegangen, hätte sich wie so oft in ihrem kleinen Zimmer verkrochen und darauf gewartet, über bittersüßen Erinnerungen einzuschlafen. Aber dazu hätte sie sich aufrufen müssen, wieder in den Regen hinauszugehen. Vielleicht

sollte sie doch lieber noch eine Weile auf ihre Freundinnen warten. Sie bestellte den angeblich legendären Erdbeer-Mojito, von dem Tereza geschwärmt hatte, und setzte sich an einen kleinen, freien Tisch, von dem aus sie die Treppe im Auge behalten konnte.

Sophie versuchte so zu wirken, als sei es für sie vollkommen selbstverständlich, spätabends allein in einer Bar zu sitzen und einen Cocktail zu schlürfen. Sie war sicher, dass es ihr gänzlich misslang. Immer wieder ertappte sie sich dabei, wie sie mit den Fingern ihr schulterlanges Haar auflockerte, das die feuchte Kapuze platt gedrückt hatte. Warum konnte sie nicht souverän und entrückt aussehen wie eine Hollywooddiva in einem tragischen Film?

Weil Tragik im wahren Leben nur verschmierte Mascara und die Ausstrahlung eines tristen Regentags bedeutet. Sie nippte an ihrem Drink und rührte mit dem Strohalm im Eis herum. Die zuckrige Brühe klebte an den Zähnen, ganz gleich, wie oft sie mit der Zunge darüberfuhr. Dass sie dabei Lippen und Kinn verzog, wurde ihr erst bewusst, als sie sich plötzlich beobachtet fühlte. Überrascht sah sie auf, während ihr das Blut in die Wangen schoss. Ihr Blick kreuzte den eines Mannes, der mit dem Rücken zur Wand allein an einem Tisch saß. Leere Gläser deuteten an, dass er seinen Rotwein ursprünglich in Gesellschaft getrunken hatte, und Sophie wünschte augenblicklich, er wäre mit seinen Freunden verschwunden.

Reiß dich zusammen!, ermahnte sie sich. Der Fremde war nicht der erste und würde nicht der letzte Mann sein, der eine junge Frau musterte, die zufällig in derselben Bar saß. Sie musste nur demonstrativ wegsehen und alles unterlassen, was ihn ermutigen konnte, dann würde er sicher bald das Interesse verlieren.

Es kam ihr selbst übertrieben gleichgültig vor, wie sie sich abwandte, um wieder die Treppe ins Visier zu nehmen.

Wo steckten die beiden Partylöwinnen nur, wenn man sie brauchte? Krampfhaft vermied sie, erneut in die Richtung des Fremden zu blicken. Schon der Gedanke an sein düsteres Gesicht ließ sie schaudern. Aber weshalb? An matt dunklem, bereits ergrauendem Haar, schlecht rasierten Wangen und dichten Augenbrauen allein war nichts Beunruhigendes. Dennoch meinte sie, seinen bohrenden Blick beinahe körperlich zu spüren. Fahrig zerpflückten ihre Finger die Minzblätter, die den Mojito dekorierten. Der frische Duft, den sie eigentlich liebte, verursachte ihr Übelkeit. Warum war sie nur in diese bescheuerte Bar gekommen? Sie hätte nach dem Abendessen heimgehen und für die Abschlussprüfung lernen sollen.

Verschwommen nahm sie aus dem Augenwinkel wahr, dass der Kerl sie noch immer anstarrte. Die dunkle, bedrohliche Seite der Stadt wurde ihr mit einem Mal wieder bewusst. Sie erinnerte sich an die Schreie, die sie eines Nachts durchs offene Fenster gehört hatte, an die hastigen Schritte und aufgebrachtsten Rufe. Kein Wort hatte sie verstanden, nur mit pochendem Herzen im Bett gesessen und in die anschließende Stille gelauscht. Sofern man in Paris je von Stille sprechen konnte ...

Als die Runde am Nebentisch in Gelächter ausbrach, schreckte sie auf. Ungewollt flog ihr Blick zu dem Mann hinüber, der ihr so viel Furcht einjagte. Seine Augen waren unter den dunklen Brauen unverhohlen auf sie gerichtet, und das war beinahe schlimmer, als wenn er zu ihr gekommen und sie angesprochen hätte. Doch darauf schien er gar nicht aus zu sein. Sophie konnte förmlich vor sich sehen, wie er ihr schweigend folgen würde, sobald sie das Lokal verließ. Irgendwie musste sie ihn austricksen.

Abrupt stand sie auf, schnappte sich ihre Jacke und eilte zur Toilette. Vor dem Waschbecken warf sie einen Blick in den Spiegel. Sie war blass, aber die Angst hatte rote Flecken auf ihre Wangen getrieben. Die dunkelblonden Haare hingen in wir-

ren Strähnen, die Augen wirkten in ihrem müden Gesicht zu groß. Sah so ein leichtes Opfer aus?

Sie atmete tief durch, zog die nasskalte Jacke an und die Kapuze über den Kopf. Als eine Frau hereinkam, verließ sie ihre fragwürdige Zuflucht. Schon zuvor hatte sie beschlossen, nicht mehr an ihren Tisch zurückzukehren. Stattdessen drückte sie einer verdutzten Kellnerin zehn Euro in die Hand. »Pour un mojito à la fraise.«

»Aber ...«

»Stimmt so«, fiel sie ihr ins Wort und eilte zum Ausgang. Sie hoffte inständig, dass der unheimliche Kerl noch nichts ahnend im ersten Stock saß, wagte aber nicht, sich umzudrehen, um sich Gewissheit zu verschaffen. Jede Sekunde Vorsprung konnte entscheidend sein.

Draußen rannte sie, bis sie einige Passanten zwischen sich und *Les Étages* gebracht hatte. Hastig bog sie in die nächste Seitenstraße ab, stoppte und spähte an die Hauswand gelehnt um die Ecke, zur Bar zurück. Nichts. Misstrauisch musterte sie die Gestalten, die sich hinter hochgestellte Krügen und Schirme duckten, doch niemand kam ihr bekannt vor. Eine Frau, die sich bei ihrer Freundin oder Geliebten untergehakt hatte, warf ihr einen halb amüsierten, halb fragenden Blick zu. Sophie rang sich ein Lächeln ab und wich von der Wand zurück. Sie hatte sich den unangenehmen Beobachter nicht eingebildet. Wenn sie ihn durch ihren übereilten Aufbruch losgeworden war, umso besser.

Kopfschüttelnd ging sie weiter und hielt sich vage in Richtung Seine, die sie wieder überqueren musste, um nach Hause zu gelangen. Langsam beruhigte sich ihr Herzschlag. Sie drehte sich ein weiteres Mal um. Kein finsterer Blick, der sie verfolgte.

Der Regen war in ein kaum spürbares Nieseln übergegangen. Die Anspannung wich allmählich der trostlosen Leere,

die seit Monaten ihr treuester Begleiter war – seit dem Anruf, der ihr Leben mit einem Schlag zertrümmert hatte. Das schwindende Adrenalin ließ sie müde und ausgelaugt zurück, und aus der klammen Jacke kroch Kälte unter ihre Haut. Ihr Mund war trocken, die Zähne von Zucker und Erdbeersaft pelzig. *Ich bin ein Wrack. Was mache ich überhaupt hier? Ich sollte längst zu Hause sein.*

Zu Hause. Paris war nicht ihr Zuhause. Auch die leere Wohnung in Stuttgart nicht. Es gab keinen Ort mehr, an den sie gehörte. Ihre Eltern mochten das anders sehen, aber was wussten sie schon? Sie verstanden nicht, dass ihre Heimat an Rafaels Seite gewesen war. Weder ein Zimmer in Stuttgart-Hedelfingen noch im Quartier Latin konnte das jemals ersetzen. Paris, die Lichter, die Gerüche aus den Bistros, das Johlen und Lachen, die verliebten Paare ... ihr war, als könne sie das alles nicht länger ertragen. Hektische Dancefloorbeats aus einem Club, magenerschütternde Bässe durch die Scheiben eines vorbeifahrenden Autos, das fröhliche Trällern eines französischen Schlagersängers ... Sie versuchte, nichts mehr zu hören, nichts mehr zu sehen, doch das war wohl nur den Toten vergönnt.

Klavierklänge schlichen sich beinahe unbemerkt in ihre Ohren, bevor sie ihre Schritte beschleunigte, um den folgenden Gitarrenriff zu entkommen, die aus einer weiteren Bar dröhnten. Vom Ufer der Seine, wo tagsüber die letzten Vorbereitungen für die künstlichen Strände des Sommers im Gange waren, drangen afrikanische Trommelrhythmen durch die Bäume herauf. Sophie floh über die Pont Marie auf die Île Saint-Louis, die der einzige Ruhepol dieser vergnügungssüchtigen Stadt zu sein schien.

Endlich wurde es leiser um sie, und das gehetzte Gefühl fiel von ihr ab. Ihre Gedanken wirbelten noch immer haltlos umher, doch sie brüllten nicht mehr, um über den äußeren Lärm hinweg Gehör zu finden. Erneut perlte das Klavier hinein, die-

ses Mal aus ihrem Gedächtnis, eine melancholische Abfolge von vier Tönen. Die inneren Stimmen verstummten, die Töne wiederholten sich. Sie erinnerte sich an das Lied, die Melodie, hörte den Sänger säuseln. *Baby, join me in death.* Der Song war ein Ohrwurm gewesen. Sie hatte ihn gemocht, obwohl der Text sie irritiert hatte. Nun fiel er ihr nach und nach wieder ein. Mit jedem Schritt, den sie sich der Brücke auf der anderen Seite der Insel näherte, kehrten weitere Passagen zurück. *This world is a cruel place. We're here only to lose.* Damals hatte sie es für übertrieben gehalten. *Ich hatte keine Ahnung. Ich hatte noch nichts verloren.*

Der Sänger, dessen Namen sie vergessen hatte, heulte Schmerz und Sehnsucht hinaus. Trog ihr Gedächtnis, oder sah er Rafael sogar ein wenig ähnlich? Nicht, dass Rafe je so ausgezehrt ausgesehen oder sich geschminkt hätte, aber entfernt ...

Before life tears us apart, let death bless me with you. Wie hatte sie zulassen können, dass das Leben sie auseinanderriss? Warum war sie nicht mit ihm gestorben, als die tödlichen Kugeln getroffen hatten? Sie hatten sich versprochen, für immer zusammenzubleiben, und doch hatte sie ihn allein reisen lassen. Vielleicht wäre er noch am Leben, vielleicht hätte er mit ihr an jenem Tag eine andere Route genommen oder das abgelegene Dorf gar nicht erst verlassen. *Vielleicht ...*

Sie trat aus dem Schatten der Häuser und überquerte die baumgesäumte Uferstraße. Jenseits der Brücke leuchteten ihr die Lichter des Quartier Latin entgegen, doch auf dieser Seite der Pont de la Tournelle war kaum etwas vom fernen Nachtleben zu hören. Dunkel und träge flossen die Wasser der Seine dahin, als ob auch sie nach Sonnenuntergang müde würden und Träumen von stillen Wäldern und Hügeln nachhingen. Das helle, nasse Gestein des Brückengeländers war kalt unter ihren Händen, doch sie spürte es kaum. Es kam nicht mehr darauf an. *This life ain't worth living. So won't you die?*

Schritte hinter ihr ließen ihren Atem stocken. Sie erstarrte, aber wer es auch war, ging nur vorüber. Die Schritte entfernten sich.

Sophie hob den Blick und sah die erleuchtete Stadt, die sich im Fluss spiegelte. Wie herrlich hatte sie das nächtliche Paris bei ihrem ersten Besuch empfunden. Doch damals war Rafe bei ihr gewesen. Jetzt ließ die Schönheit sie so kalt wie das Gestein unter ihren Fingern. Die Spitze des Eiffelturms war nur ein bedeutungsloses Relikt, die Notre-Dame irgendein Bauwerk aus längst vergangener Zeit. Wollte sie sterben? *Baby, join me in death.* Würde sie dann wieder mit Rafe vereint sein?

Sie starrte auf die angestrahlten Türme der Kathedrale. Gott schätzte Selbstmord nicht sonderlich. Trotzig reckte sie das Kinn. Es gab keinen Gott. Wenn es ihn gäbe, wie hätte er Rafes Tod zulassen können? Ausgerechnet Rafe, der allen immer nur hatte helfen wollen! Stolz hatte er ihr einst erzählt, dass Raphael *Gott heilt* bedeute und er deshalb zum Arzt berufen sei. Aber Gott hatte *ihn* nicht geheilt. *Und er heilt mich nicht.*

Bebend kletterte sie auf das breite Geländer, auf dem sie bei schönem Wetter bequem hätte sitzen und die Beine baumeln lassen können. Vorsichtig schob sie sich näher zum Rand. Jetzt, da nichts mehr zwischen ihr und den grauen Fluten tief unter ihr war, wurde ihr flau im Magen. Behutsam tastete sie mit den Füßen nach dem Sims am Fuß des Geländers und bekam weiche Knie, als der Untergrund unter ihrem Gewicht knirschte und ein wenig nachgab. Eine Metallleiste, die vermutlich irgendwelche Kabel abdeckte, nahm die Hälfte des schmalen Vorsprungs ein. Ängstlich verlagerte sie ihr Gewicht darauf, hielt sich jedoch weiter am Geländer fest. Leise schwappte das Wasser an den gemauerten Brückenpfeiler. Sie stellte sich vor, wie es ihre Kleider durchdringen und sie in die eisige Kälte des Todes hüllen würde.

Als das Stampfen eines großen Dieselmotors in ihr Bewusst-

sein drang, erwachte sie wie aus einem Traum. *Nein!* Panisch klammerten sich ihre Finger an die steinerne Kante. Um keinen Preis wollte sie mit gebrochenen Gliedern auf dem Deck eines Ausflugsbootes landen und von Touristen begafft werden, die ihr Bild mit Fotohandys um die Welt schickten.

Doch der Kiel, der seitlich und einige Meter tiefer in Sicht kam, gehörte zu keinem der modernen, fast gänzlich aus Glas bestehenden Schiffe, sondern zu einem älteren, dunkel gestrichenen Kahn, den der Besitzer zu einem schwimmenden Restaurant umgebaut hatte. Die Gäste blieben für Sophie unter dem Dach verborgen, doch durch die Fenster konnte sie Teile der sorgfältig gedeckten Tische sehen. Ihre Finger entspannten sich ein wenig. Sie musste nur noch warten, bis das Schiff ein Stück weg war. Niemand würde sie bemerken.

Schräg unter ihr kam endlich das Heck des Schiffs zum Vorschein. Instinktiv presste sich Sophie enger an das Geländer, als sie die drei Männer entdeckte, die auf einem freien Platz hinter den Aufbauten standen und miteinander sprachen. Das Dröhnen des Motors, das vom Brückenbogen widerhallte, übertönte ihre Stimmen. Einer der drei zückte ein Feuerzeug und zündete sich eine Zigarette an.

Sophies Herz setzte einen Schlag aus. Ungläubig starrte sie auf eines der Gesichter hinab, die im flackernden Lichtschein sichtbar geworden waren. Ihre Lippen bewegten sich, doch es kam kein Laut darüber, während das Boot auf die Durchfahrt zwischen der Île Saint-Louis und der Île de la Cité zuhielt. Als das Feuerzeug erlosch, senkte sich Dunkelheit über die Männer. Aus Sophies rauer Kehle löste sich ein Krächzen: »Rafe!«

Die Lähmung wich so plötzlich aus ihrem Körper, wie sie gekommen war. »Rafe!«, rief sie, dieses Mal lauter, doch es klang noch immer heiser und kläglich gegen das Tuckern des Motors und die zunehmende Entfernung.

Hastig drehte sie sich auf dem schmalen Sims um, schwankte, warf sich mit einem Aufschrei quer über das Geländer und schlang die Arme darum, um sich festzuklammern. *Schneller! Das Schiff ist gleich weg!* Die Gummisohle ihres Schuhs rutschte ab, als sie ihr Bein aufs Geländer hob.

Aufgeregte Stimmen und rasche Schritte kamen näher, aber Sophie hatte keine Zeit, auf Hilfe zu warten. Plötzlich fand sie doch noch Halt. Mit einer Kraft, die sie selbst verblüffte, zog und schob sie sich über den nassen Kalkstein, kam endlich auf der anderen Seite wieder auf die Füße und lief los, ohne sich nach den herbeigeeilten Leuten umzusehen. Erstaunte Ausrufe drangen an ihre Ohren, doch ihre ganze Aufmerksamkeit galt dem umgebauten Lastkahn, dem die Strömung zusätzlich Fahrt verlieh. Sie rannte die Kaimauer entlang, vorbei an Trep-

pen, die zur Wasserlinie hinabführten, verfluchte im Stillen die Kronen der von dort aufragenden Bäume, weil sie ihr immer wieder die Sicht raubten.

Ihre Lungen begannen zu brennen. Ihr Herz raste. Wie oft hatte sie sich vorgenommen, mehr Sport zu treiben. Ein gutes Stück vor ihr verschwand das Schiff unter der nächsten Brücke.

Sie hetzte weiter, hing einen Augenblick zwischen Stolpern und Fallen, als ihr eine Unebenheit im Pflaster einen Fuß wegzog. Eine unsichtbare Hand schien sie mit einem Ruck aufzurichten.

Eine Entschuldigung japsend, drängelte sie sich an einem Liebespaar vorbei und querte die Auffahrt zur Pont Saint-Louis, die die beiden Inseln miteinander verband. Vor ihr kam das nun in Dunkelheit gehüllte Heck wieder in Sicht, auf dem sich die drei Gestalten nur mehr errahnen ließen. Sie konnte nicht einmal mit Sicherheit sagen, ob es noch drei Männer waren.

Im Licht der Straßenlaternen entdeckte sie den mit Sitzbänken versehenen Aussichtspunkt, der das Ende der Île Saint-Louis markierte, und erkannte siedend heiß ihren Fehler. Um das Schiff weiter verfolgen zu können, hätte sie über die Brücke auf die Île de la Cité wechseln müssen. Auf zitternden Beinen kam sie hinter dem Bogen der Kaimauer zum Stehen. Ihr Atem piff, und das Herz hämmerte von innen gegen die Rippen wie eine Faust. Niemals hätte sie das Schiff wieder einholen können, selbst wenn sie die richtige Abzweigung genommen hätte. Keuchend beobachtete sie, wie es um die gegenüberliegende Insel bog und hinter der stählernen Pont d'Arcole entschwand.



Als sie sich die letzten ausgetretenen Stufen in den vierten Stock hinaufschleppte, konnte Sophie kaum mehr die Füße heben. Sie war so erschöpft, dass sie nur noch unter ihre Decken kriechen und die Augen schließen wollte. *Hoffentlich schläft Madame Guimard schon.* So leise wie möglich steckte sie den Schlüssel ins Schloss und öffnete die alte, mit Schnitzwerk verzierte Tür, die prompt in den Angeln quietschte. Das Parkett im hell erleuchteten Flur knarrte unter ihren Schritten, als biege es sich unter dem Gewicht eines Nilpferds. Sophie verdrehte die Augen. *So viel zum unbemerkten Ins-Bett-Schleichen.*

Es war nach Mitternacht, doch aus dem Wohnzimmer, das Madame Guimard ihren Salon nannte, drang gedämpfte klassische Musik. Jeden Abend hörte die alte Dame ihre beinahe ebenso betagten Schallplatten, deren vergilbte, abgegriffene Hüllen kaum noch verrieten, um welche Komponisten oder Werke es sich handelte. Sophie schälte sich vor der Garderobe aus ihrer nassen Jacke und zerrte ihre Füße aus den Sneakern, ohne die Schnürsenkel zu öffnen. Sie fürchtete, vor Entkräftung umzufallen, wenn sie sich bückte.

»Dank des Regens kommt heute Abend eine herrliche Luft herein«, ließ sich Madame Guimard durch die angelehnte Tür vernehmen.

Sophie seufzte im Stillen. Ihre Vermieterin hätte sich niemals aufgedrängt, indem sie ihr im Flur auflauerte, um sie nach ihrem Tag zu fragen, doch mit ihren subtileren Mitteln erreichte sie denselben Effekt. Da die Höflichkeit gebot, sie nicht zu ignorieren, rang sich Sophie ein Lächeln ab und betrat den Salon. »Bonsoir, Madame.«

Im ersten Moment sah sie nur, was das einfallende Flurlicht beleuchtete. Jenseits dieses hellen Ausschnitts lag der Raum in Dunkelheit.

»Lehn die Tür wieder an, Mädchen. Du lockst mir die Motten herein.«

Insgeheim seufzte Sophie ein zweites Mal und befolgte die Anweisung. *Ich hätte einfach »Gute Nacht« sagen und vorbeigehen sollen*, bedauerte sie, doch sie war so müde, dass ihr die Kraft für so entschlossenes Handeln fehlte.

Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an das Zwielflicht der zwei Stockwerke tiefer leuchtenden Straßenlaternen. Sie konnte die hohe Stuckdecke über sich erahnen und die Umrisse der Möbel vor den mit Stoff tapezierten Wänden. Nippes und Fotorahmen spiegelten das wenige Licht. Madame Guimard saß auf einem ihrer samtbezogenen Sessel am offenen Fenster, das bis zum Boden reichte und mit einer Brüstung aus verschlungenem schwarzem Eisengitter gesichert war. Gegen die kühle Nachtluft hatte sie eine Ajour-Strickjacke übergezogen und hielt sich Tee auf einem Stövchen warm. »Setz dich doch!« Einladend wies sie auf den Sessel jenseits des kleinen Beistelltischs. »Hattest du ...« Sie unterbrach sich selbst, als Sophie näher kam, und hob überrascht die perfekt gezupften, dezent nachgezogenen Brauen. »Setz dich!«, wiederholte sie, bevor sie aufstand. Für eine alte Frau war sie schlank und hielt sich noch sehr gerade.

Steif nahm Sophie auf dem Sessel Platz, dessen Federn sich bereits spürbar durch das Polster drückten. In dieser Wohnung gab es wenig, das nicht seit mindestens dreißig Jahren in Gebrauch war.

Madame Guimard brachte aus einem Vitrinenschrank ein weiteres Teegedeck aus hauchdünnem Porzellan zum Vorschein und stellte es vor Sophie ab, um ihr einzuschenken. »Trink das, Mädchen, und nimm reichlich Milch dazu!«

Sophie griff nach dem Kännchen, während sich die alte Dame wieder auf ihrem Sessel niederließ. Verwundert über das einsetzende Schweigen gab sie einen großzügigen Schuss Milch in ihre Tasse und rührte um, doch Madame Guimard sah wieder aus dem Fenster. Ein wenig enttäuscht nippte So-

phie an ihrem Tee. Interessierte es Madame Guimard überhaupt nicht, was sie so aufgewühlt hatte, dass man es ihr selbst in diesem Dämmerlicht ansah? Aber vielleicht wollte sie einfach nur diskret sein. *Es ist besser so. Sie würde mir ohnehin nicht glauben. Niemand würde das.* Sie wusste nicht einmal, ob sie es selbst glauben sollte. Wieder sah sie das Gesicht im Schein der Feuerzeugflamme, und die Sehnsucht schnürte ihr die Brust zusammen.

Müdigkeit und die Wärme des Tees lullten sie ein. Eine Weile schwelgte sie zu den leisen Streicherklängen in Erinnerungen an Rafaels Lächeln. *Wie schön es wäre, es nur einmal wiederzusehen.* Der Mann auf dem Schiff hatte nicht gelächelt, aber wenn es Rafael war, würde er es bei ihrem Anblick sicherlich tun. »Ich habe meinen Verlobten gesehen«, sagte sie wie zu sich selbst.

Erneut hob Madame Guimard die Brauen. »Deinen Verlobten? Sagtest du nicht, er sei gestorben?«

Sophie zuckte beim letzten Wort innerlich zusammen. »Ja.« Unwillkürlich richtete sie sich auf. »Aber ich habe ihn gesehen! Gerade eben! Als ich auf der Pont de la Tournelle stand.« Die Erinnerung an ihren Wunsch, sich in die Seine zu stürzen, ließ sie einen Moment lang verstummen. »Er war auf einem Schiff, das unter mir vorüberfuhr.«

Madame Guimard sah sie einen Augenblick zweifelnd an, dann mischten sich Besorgnis und Mitleid in ihren Zügen. »Sophie.«

Der zugleich mitfühlende und ermahnende Tonfall versetzte Sophie einen Stich.

»Wenn wir geliebte Menschen verlieren, glaubt unser Herz ständig, sie in fremden Gesichtern wiederzuerkennen, weil wir sie uns so sehr zurückwünschen. Eine gewisse Ähnlichkeit genügt, und schon lassen wir uns nur zu gern täuschen.«

Nein, nein, nein, nein, nein. »Ich *habe* ihn gesehen. Ich konnte sein Gesicht genau erkennen.«

»Sophie.« Die Stimme klang ein wenig strenger. »Es war dunkel. Licht und Schatten spielen uns bei Nacht seltsame Streiche. Wie viele Meter war der Mann von dir entfernt? Zehn? Fünfzehn? Dein Wunsch hat dir vorgegaukelt, was du sehen wolltest.«

Trotzig schüttelte Sophie den Kopf, doch sie wusste nichts zu erwidern. Sie selbst hätte einer Freundin in der gleichen Situation nichts anderes erzählt. *Aber ich weiß, was ich gesehen habe.*

»Schlaf erst einmal darüber, Mädchen. Viele Männer sehen bei Tageslicht ganz anders aus als in der Nacht zuvor.«

